

KOSTENLOS ABER NICHT UMSONST | Das SozDia Magazin #1 2023

ANSICHTSSACHE

Gemeinsam Wärme gestalten:
Einblicke in die Obdachlosigkeit *Seite 8/9*

Pro/Contra: Reibung erzeugt Wärme:
Was darf Protest? *Seite 12/13*

Neues aus der SozDia:
Streit.Kultur.Demokratie –
unser Jahresmotto 2023 *Seite 16/17*

Wärme bewahren

Für minderjährige Geflüchtete Sachspenden gesucht

WARME KLEIDUNG IN S + M BZW. KINDERGROSSEN 164 + 172



**MÜTZEN, HANDSCHUHE, SCHALS
WINTER- UND REGENJACKEN
LANGE HOSEN, PULLOVER
SKIUNTERWÄSCHE** Unterwäsche, Socken bitte nur neu
**WINTERSCHUHE, SPORTSCHUHE,
GUMMISTIEFEL + BADELATSCHEN** (Gr. 38-46)
**KOFFER, TASCHEN, RUCKSÄCKE,
HANDTÜCHER**
(BITTE KEIN SPIELZEUG)



Wir suchen Ehrenamtliche, die bei der Spendenkoordination oder der Organisation von Freizeitangeboten helfen möchten. Interessierte bitte gern melden unter: umgeben@sozdia.de.

ANNAHMESTELLEN (wochentags, 11-19 Uhr, samstags, 11-17 Uhr)

- Spendenbrücke Ukraine, Hangar 1, Columbiadamm 10, 12101 Berlin-Tempelhof
- Tamaja Gemeinschaftsunterkunft Neukölln, Karl-Marx-Str. 269, 12057 Berlin
- Tamaja Gemeinschaftsunterkunft Neukölln-Britz, Töpchiner Weg 44 (Zufahrt: Warmensteinacherstr. 46), 12349 Berlin
- Tamaja Gemeinschaftsunterkunft Charlottenburg, Soorstr. 83, 14050 Berlin
- Tamaja Gemeinschaftsunterkunft Spandau, Rohrdamm 31, 13629 Berlin

Infos, Bedarfslisten und weitere Annahmestellen:

www.umgeben.sozdia.de



- Flüchtlingskirche, c/o St. Simeon, Wassertorstr. 21a, 10969 Berlin-Kreuzberg wochentags, 10-15 Uhr
- Jugend- und Begegnungsstätte alte schmiede, Spittastr. 40, 10317 Berlin-Lichtenberg, montags bis donnerstags, 11-16 Uhr
- Jugendklub Rainbow, Hönower Str. 30, 10318 Berlin-Karlshorst, wochentags, 14-18 Uhr
- HEDWIG Stadtteilzentrum, Hedwigstraße 12, 13053 Berlin-Hohenschönhausen, wochentags, 7-17 Uhr
- Kita Vier Jahreszeiten, Gustelstr. 20e, 12524 Berlin-Köpenick, wochentags, 7-16 Uhr

INHALT

Editorial 3

Dossier

Wärme für alle?
Eindrücke aus dem kalten Berlin 4

„Die Notlagen wären immens“ – Fragen an
Diakoniepräsident Ulrich Lilie 5

Ich hab da was zu sagen 6/7

Wie bewahrst du Wärme?
Fragen an SozDia-Mitarbeitende

Gemeinsam Wärme gestalten 8/9

„Ich musste raus aus diesem Sumpf“
Einblicke in die Obdachlosigkeit.

Bei SozDia vor Ort 10/11

Pro & Contra 12/13

Reibung erzeugt Wärme:
Klimaprotest mit Gebeten und Kerzen?

Nachgefragt 14/15

Zivile Seenotrettung gegen das Politikversagen
Interview mit Susanne Jacoby, United4Rescue

Neues aus der SozDia 16/17

Streit.Kultur.Demokratie
Unser Jahresmotto 2023 – eine demokratische
Entscheidung

Auf ein Wort 18/19

Gestohlene Kindheit | Über das Schicksal
mosambikanischer Kinder in der DDR

Im Bild 20

Wärme spenden, Hoffnung geben
– das neue Hilfsprojekt der SozDia

Titelfoto: Wärme bewahren
Foto: © Stephan Jung

EDITORIAL



Foto: Marco Bühlig

Liebe Leserin,
lieber Leser,

Wärme bewahren – der Titel unserer Ausgabe zum neuen Jahr lädt ein, inne zu halten. Denn zunächst reibt man sich ja verwundert die Augen. Wärme bewahren angesichts der runtergedrehten Heizungen und der Energieknappheit, die uns allen zu schaffen macht? Sollen wir nun 2023 noch mehr sparen? Doch genau darum geht es in diesem Heft nicht. Es geht um eine andere Wärme, von der in diesen Tagen bei all den Aussichten auf das kommende Jahr nur selten die Rede ist: die Wärme, die wir alle brauchen, um in der Gemeinschaft auch zukünftig leben zu können – um Mitmenschlichkeit, Solidarität, Herzenswärme. Wo erfahre ich sie in der Gesellschaft und in meinem persönlichen Leben? Reicht sie für alle? Und was bedroht sie?

Die Antwort dieser Ausgabe ist klar und eindeutig: Gemeinsam auch in schwierigen Zeiten füreinander da sein – Wärme bewahren eben, das ist das Gebot der Stunde. Hilfe annehmen, Unterstützung bieten, gemeinsam teilen. Das alles schafft Wärme für alle. Wir fühlen uns aufgefangen in der Gemeinschaft, sind mit unseren Sorgen nicht allein. Und wir dürfen – nicht zuletzt – auch erfahren, wie gut es tut, andere Lebensgeschichten zu hören und zu sehen. Sie helfen uns allen in diesen herausfordernden Zeiten, verantwortlich mit uns und unseren Mitmenschen zu sein. Damit macht dieses Heft auch mit Nachdruck deutlich: Menschen, die für andere da sind, etwas weitergeben und teilen, sind meist auch mit dem eigenen Leben zufrieden.

Da ist die ganz und gar unglaubliche Geschichte eines Mannes, der auf der Straße lebte und mit Hilfe eines ebenfalls einst Obdachlosen einen Weg aus seiner ausweglosen Situation fand. Der 51-jährige Roland Kämke hat sie uns erzählt. (Seiten 8-9)

Kann sogar ein Lächeln weiterhelfen, wenn alles rundum aussichtslos scheint? Thomas Schawerna und Kolleg*innen erzählen, wie sie Wärme bewahren. (Seiten 6-7)

Damit wir auf unserer Erde auch zukünftig leben können, braucht es engagierte Menschen, die sich für Klimaschutz einsetzen. Lesen Sie auf den Seiten 12 und 13 unser Pro und Contra zu der Frage, welche Erfahrungen dabei stark machen können.

Viel Spaß beim Lesen und ein neues Jahr voller Wärme wünscht Ihnen

Nina Kirch

Ihre Nina Kirch
Prokuristin / Strategische Leitung SozDia

WÄRME FÜR ALLE?

Die Bereitschaft, etwas für das Zusammenleben zu tun, ist viel größer als angenommen. Doch reicht sie und was steht auf dem Spiel? Eindrücke aus der Stadt Berlin und von der Arbeit der SozDia.

Es ist eiskalt an diesem Tag in Berlin. Da tönt Klaviermusik aus der U-Bahnstation. Die wärmt und lässt aufhorchen. Woher sie kommt, ist schnell ausgemacht. Ein Straßenreiniger hat auf seinem Wagen mit den Besen und Eimern ein kleines zerbeultes Kofferradio stehen. Die Menschen hetzen nicht mehr vorbei. Einige sind stehen geblieben. Lauschen den Klängen. Lächeln sich an. So einfach kann es in der Millionenstadt mit etwas mehr Wärme gehen. Die spendet in diesen Tagen auch die Berliner Kältehilfe. Sie wurde 1989 von Kirchengemeinden, Wohlfahrtsverbänden und der Senatsverwaltung ins Leben gerufen und hat schon so manches Leben gerettet. Drei Kältebusse sind unterwegs, bringen Menschen nachts in Notunterkünfte, verteilen Decken und warmen Tee. 50 Fahrer*innen wechseln sich ab, sind von 21 Uhr bis sechs Uhr morgens unterwegs, alle ehrenamtlich. Die Arbeit wird fast ausschließlich aus Spenden finanziert. Bis zu 100 Anrufe bekommen sie pro Nacht, die meisten von Passant*innen. Sie haben einen Mann ohne Schlafsack auf dem Gehweg gefunden oder eine Frau mit einer dünnen Jacke auf der Parkbank. Auch die 27-Jährige Karla Kopernik ist regelmäßig im Einsatz. „Ich kriege aus einer Schicht viel mehr zurück als ich gebe: Dankbarkeit. Gespräche“, sagt sie.

Auch beim „FamilienLeben“ der SozDia, einer in der Stadt einzigartigen Einrichtung, ist Hilfe keine Einbahnstraße, sondern ein Geben und Nehmen. Da leben Kinder mit ihren Eltern, die sich nicht allein um sie kümmern können. Normalerweise trennt das Jugendamt Kinder dann von ihren Eltern. Im FamilienLeben können sie zusammenbleiben. Rund um die Uhr stehen ihnen Erzieher*innen, Psycholog*innen, Sozialarbeiter*innen bei. Andrea, der „gute Geist des Hauses“, kennt die Sorgen genau: Eltern sind überfordert, sie können den Alltag nicht allein bewältigen. Hier lernen sie, die Uhr zu lesen, die Brotbüchse zu fül-

len oder darauf zu achten, dass die kleine Tochter nicht im dünnen Sommerkleidchen mitten im Winter in die Schule geht. „Wenn sie dann wieder gelernt haben, allein in der Familie zu leben, ist ihre Freude unser größter Lohn“, sagt Andrea.

Jede*r Zweite engagiert sich ehrenamtlich

Diese Beispiele ließen sich fortsetzen. Sie zeigen: Wärme gibt es in der Stadt genug. Damit gemeint ist die Bereitschaft, etwas für das Zusammenleben zu tun. Allein jede*r Dritte in Berlin engagiert sich ehrenamtlich, bundesweit ist es sogar jede*r Zweite. Laut Umfragen ist ihnen dabei die Gemeinschaft mit anderen besonders wichtig. Auch mit denen, die aus anderen Ländern kommen. Und als jüngst Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier eine soziale Pflichtzeit für jeden Bürger, jede Bürgerin anregte, stimmten spontan 65 Prozent zu. So wie Menschen und Vereine auch freiwillig Geld spenden: Knapp sechs Milliarden Euro waren das 2021. Die Umwelt stand dabei ganz vorn, aber auch die Hilfe für Kriegs- und Krisengebiete.

Doch reicht diese Wärme für alle? Was bedroht unser Zusammenleben und was steht auf dem Spiel? „Jeder Mensch hat seine Würde und einen Platz mitten in der Gesellschaft“, davon ist SozDia-Vorstandsvorsitzender Michael Heinisch-Kirch überzeugt. Was im Umkehrschluss heißt: Wo die Würde der Menschen verletzt wird, wird Wärme und Frieden in der Gesellschaft gefährdet.

Das gilt für die Toleranz gegenüber Andersdenkenden und denen, die anders leben wollen. Das gilt aber auch für die soziale Ungleichheit. Die Fahrer*innen des Kältebusses erleben sie besonders krass: Wenn ein Mensch etwa auf dem Kudamm vor einem der teuren Geschäfte auf dem Boden liegt und zu erfrieren droht. Doch soziale Ungleichheit ist noch viel öfter im Verbor-

genen präsent. Zehn Millionen Menschen sind in Deutschland auf Sozialhilfe angewiesen, nur ein Teil macht davon Gebrauch. Sie schämen sich, die Hilfe in Anspruch zu nehmen. Diakoniepräsident Ulrich Lilie hat daher auch die von der CDU und AfD angeführte Diskussion um das Bürgergeld scharf kritisiert. Menschen seien da als „Sozialschmarotzer“ entwürdigt worden.

Und die Schulen? Sie sind alles andere als geeignet, die soziale Deregulierung zu korrigieren. Schon ab der siebten Klasse werden Kinder in Menschen mit und ohne Karrierechancen eingeteilt. Wer auf das Gymnasium geht, scheint etwas Besseres zu sein. Schulen sollten sich stattdessen als Orte erweisen, an denen das Austragen und vor allem die Bewältigung von Konflikten vermittelt werden. Das kann allerdings nur funktionieren, wenn Menschen miteinander reden. Dazu scheinen sie immer seltener fähig. Beim diesjährigen Berliner Jugendforum, welches SozDia verantwortete, forderten die jungen Menschen nun selbst genau das ein: Mehr Erfahrung der Lehrkräfte beim Thema „Anti Diskriminierung“ und verpflichtende Anti-Aggressions-Trainings. Jugendliche übernehmen selbst für sich und andere Verantwortung, sie sorgen sich um das friedliche Zusammenleben und finden Lösungen – da wird Wärme spürbar.

Das neue Jahr bei der SozDia

Bedroht wird der gesellschaftliche Zusammenhalt, die Wärme aber auch durch die zunehmende Individualisierung. Allein etwas zu schaffen, ist „in“. Wirklich produktiv und demokratiefreundlich ist das nicht. „Aus der Kraft der zwischenmenschlichen Beziehungen wächst doch erst Energie“, sagt SozDia-Vorstandsvorsitzender Michael Heinisch-Kirch. „Wir stiften darum Gemeinschaft, stellen Räume zur Verfügung, in denen sich Menschen entfalten können.“ Es ist an der Zeit, Wärme zu entwickeln und sichere Orte zu schaffen angesichts der welt-



© Diakonie/Thomas Meyer

„Die Notlagen wären immens“

Über die Herausforderungen der diakonischen Einrichtungen in diesem schwierigen Winter. Fragen an Diakoniepräsident Ulrich Lilie.

Ulrich Lilie, Präsident der Diakonie Deutschland

Es wird kälter in Deutschland, Zusammenhalt ist gefragt. Welche Bedeutung kommen da den diakonischen Einrichtungen wie etwa auch der SozDia zu?

Diakonische Einrichtungen wie die SozDia helfen den Menschen, in diesen krisengeschüttelten Zeiten den Boden unter den Füßen zu behalten. Und die Verankerung von Angeboten im Stadtteil schenkt den Menschen die Sicherheit: Ich bin hier nicht allein. Außerdem können Einrichtungen Freiwilligen eine Plattform für das gemeinsame Anpacken bieten. Trotz der wachsenden Sorgen um die eigene Existenz, wollen sich gerade jetzt viele Menschen für das Gemeinwesen engagieren. Über diese Hilfsbereitschaft freue ich mich. Mitmachmöglichkeiten tragen dazu bei, mit vereinten Kräften noch wirksamer zu helfen und stiften so Sinn und Gemeinschaft. Die Diakonie Deutschland und die Evangelische Kirche in Deutschland haben die Aktion #wärmewinter gestartet. Wir unterstützen Initiativen und Ehrenamtliche, zeigen Menschen in Not den Weg zu nahegelegenen Hilfsorten und teilen unser Wissen. So helfen wir uns gegenseitig und setzen diesem schwierigen Winter und den Spaltern entschiedene Warmherzigkeit entgegen.

Die Einrichtungen müssen angesichts der Energieknappheit sparen. Gefährdet das ihre künftige Arbeit?

Die Inflation fordert Einrichtungen vielfach heraus. Neben den Energiekosten stiegen auch die Mobilitätskosten, wir erinnern uns noch an die rasant steigenden Preise an der Zapfsäule. Und es kommt zu umfassenden indirekten Kostensteigerungen, Wäschereien oder Handwerker geben ihre eigenen Mehrkosten weiter. Besorgniserregend sind auch die Preissteigerungen für Lebensmittel. Im Sommer haben uns bei einer Umfrage viele Einrichtungen mitgeteilt, dass sie ihr Ausgabeverhalten hinterfragen. Die vorgesehenen Gas- und Strompreisbremsen sind mit der Erwartung verbunden, dass die Menschen Energie sparen. Und selbstverständlich bemühen sich Einrichtungen, den Gas- oder Stromverbrauch auf den von der Gas- und Strompreisbremse subventionierten Umfang herunterzufahren. Anders als in Privathaushalten können aber z.B. Kitas oder Pflegeheime nicht einfach die Heizung herunterstellen.

weiten Kriege. Und dabei geht es nicht nur um die Ukraine. Für unbegleitete minderjährige Geflüchtete hat die SozDia darum gemeinsam mit anderen Träger*innen ein Spendenprojekt gestartet. (siehe Seite 20)

Doch auch die Sozialdiakonische Stiftung selbst hat die Folgen des Ukraine-Krieges schon hautnah zu spüren bekommen. „Energiekosten senken, da können wir ja nur tun, was machbar und naheliegend ist“, sagt Michael Heinisch-Kirch. Konkret heißt das, dass die Räume nur noch bis 19 Grad geheizt werden. Der SozDia-Energiemanager ist als Berater dafür unterwegs. Da ist es gut, dass 25 Prozent der Gebäude wärmedämmung sind. Mehr als bei anderen Einrichtungen.

Und doch sind Ukraine Krieg, Inflation und Energiekrise so spürbar in der Stiftung, dass auch weitere „sehr schwere Entscheidungen“ getroffen werden mussten. So mussten das erste Mal in der Geschichte der SozDia Stiftung einige Mitarbeitende entlassen werden und einige wenige Einrichtungen kann die SozDia zukünftig nicht weiter betreiben. „Diese Entscheidungen sind sehr hart für alle. So verliert Berlin Orte des Zusammenkommens und Miteinanders, Kolleg*innen müssen sich umorientieren. Nur gemeinsam können wir nach diesem herausfordernden Jahr mit Zutrauen in die Zukunft blicken. Die Weichen sind gestellt, unsere Führungskräfte arbeiten eng mit den betreffenden Teams und finden individuelle Lösungen, um gemeinsam neue Perspektiven zu entwickeln – für die betroffenen Kinder und Jugendlichen aus den Einrichtungen und für die Mitarbeiter*innen“ so Michael Heinisch-Kirch. Auch hier wird deutlich, bei aller Härte der Entscheidungen, man kommt nur gemeinsam weiter und nur gemeinsam können auch neue Wege gefunden werden.

Bettina Röder

Denn pflegebedürftige Menschen und Kinder können kalte Räume nicht gut verkraften. Und Krankenhäuser müssen Kranke operieren, auch wenn OPs „Energiefresser“ sind. Da andererseits gemeinnützige Einrichtungen nur begrenzt Rücklagen bilden dürfen, ist das Polster, von dem sie in diesen Zeiten zehren und die Marktpreise zahlen, dünn.

Wie könnte das aufgefangen werden?

Als Freie Wohlfahrtspflege haben wir dieses Problem früh adressiert. Diese Hinweise sind beim Bund auch nicht ungehört geblieben. Soweit der Bund insbesondere für Krankenhäuser, die Pflege und Bereiche der Rehabilitation und der Teilhabe Verantwortung für die Finanzierung sozialer Arbeit trägt, hat er ergänzend zu den Gas- und Strompreisbremsen weitere Härtefallregelungen geschaffen. Diese Härtefalllösungen fangen immerhin wichtige Defizite bei der Energieversorgung ab. In Anbetracht der geringen Finanzdecke unserer Einrichtungen und Dienste, müssen diese Lösungen sowie gegebenenfalls nötige Nachverhandlungen aber schnell kommen.

Welche Erwartungen haben Sie in dieser Situation an die Politik?

Wichtig ist nun, dass Länder und Kommunen auch ihren Teil der Verantwortung übernehmen. Wo sie für die Finanzierung sozialer Arbeit zuständig sind, müssen sie ein vergleichbares Schutzschild gestalten. Bislang warten aber viele Länder ab, was der Bund tut. Was an Härtefallregelungen erkennbar ist, ist zu wenig und sehr disparat. Dabei geht es hier um Arbeitsfelder, die wie z.B. Schuldnerberatung, Kitas, Eingliederungshilfe für viele Menschen in dieser Krise essentiell sind. Selbstverständlich belastet das die Haushalte der Länder. Aber die Frage ist doch: Was wären die Folgen, wenn Einrichtungen insolvent werden und ihre Arbeit einstellen müssen? Die politischen und sozialen Folgekosten der damit verbundenen Notlagen wären immens. Der Sozialstaat setzt die gemeinsame Verantwortung von Bund, Ländern und Gemeinden für das Netz sozialer Sicherheit voraus. Wenn allein der Bund die Lasten zu tragen hat, reißt das Netz.

Interview: Bettina Röder

WIE BEWAHRST DU WÄRME?

Wie SozDia-Mitarbeitende die Krisenzeiten meistern



Thomas Schawerna
Sachbearbeiter im
Fachbereich Bildung
© Thomas Schawerna

„Wir treffen uns auf der Wiese“

Aufzuzählen, was mir am meisten Sorgen in diesen verrückten Zeiten macht, ist wirklich nicht einfach. Tagtäglich schaltet man den Fernseher oder Computer an und wird erschlagen von negativen Neuigkeiten und Ereignissen. Seien es die wahnsinnigen Allmachtsfantasien von offensichtlich schwer verwirrten und höchstgefährlichen Diktatoren, die vermeintliche Wiederauferstehung des fast totgeglaubten Faschismus, die immer wieder neuen Erkenntnisse über das Virus, welches einfach nicht verschwinden will, Menschen, die für ihr Recht auf die Straße gehen und von menschenverachtenden Regierungen niedergeschossen werden oder die immer weiter voranschreitende Klimakatastrophe. Diese Liste ließe sich problemlos über mehrere Seiten weiterführen, die negativen Seiten der Menschheit scheinen zu überwiegen und hier nicht verzweifelt der Welt den eigenen Frust und die eigenen Ängste entgegenzubrüllen und stattdessen auf Besserung zu hoffen, scheint schwer und auch aussichtslos. Man bewirkt ja scheinbar doch nichts.

Immer wieder sitzt man fassungslos vor den Informationen und denkt sich: „Wow, damit hätte ich jetzt nicht gerechnet, krasser Twist der Geschichte“, um dann festzustellen, dass man nicht den neusten Weltuntergangspolitthriller auf Netflix schaut, sondern reale Nachrichten um 20 Uhr in der Tagesschau. Die unglaublichsten und brutalsten Geschichten schreibt die Realität, das schafft kein*e Hollywoodproduzent*in und auch kein*e Autor*in.

Tja, wie schafft man es trotzdem, nicht komplett den Glauben an das Gute im Menschen zu verlieren? Wie schafft man es, trotz des immer wiederkehrenden Gedankens „man bewirkt ja doch nichts“ nicht komplett zynisch und kaltherzig zu werden?

„Keep it simple“...ich halte es einfach: Ich beschränke mich auf mein Umfeld. Ich kann vielleicht nicht das große Ganze verändern, ich kann aber in meinem Umfeld, in meinem Alltag freundlich und wertschätzend mit den Menschen, die mich umgeben oder die ich täglich treffe, umgehen.

Sei es der/die Verkäufer*in, bei der/dem ich mich für die hervorragende Beratung bedanke, sei es der/die Kolleg*in, der/dem ich die Bewunderung für seine/ihre Arbeit entgegenbringe, sei es die Kontaktaufnahme mit dem Menschen, dessen Geldbörse oder Handy ich gerade gefunden habe. Auch diese Liste ließe sich problemlos über mehrere Seiten fortführen, das ist mein täglicher heroischer Kampf gegen das Übel in dieser Welt. Diese Menschen, denen dieser Respekt oder auch einfach nur banale Freundlichkeit entgegengebracht wird, werden diese Erfahrung bei ihrem nächsten Treffen mit ihren Mitmenschen eventuell weitertragen, ich hoffe hier quasi auf den „Schneeballeffekt“, sodass wir dann alle am Ende händchenhaltend und debil grinsend über eine große Wiese tänzeln, während irgendwo im Hintergrund jemand völlig entrückt sanfte Melodien auf der selbstgebastelten Wanderklampfe von sich gibt. Ok, nicht ganz so, aber ich hoffe, und es ist tatsächlich auch schon passiert, das mir meine Mitmenschen, vielleicht aufgrund dieser Erfahrung, freundlich, wertschätzend und auch herzlich entgegengekommen sind. Das hilft mir dann, den Glauben an die Menschheit nicht komplett zu verlieren und so weiterzumachen, wie ich es bisher getan habe.

Bis dahin, wir treffen uns alle auf der Wiese!



Clara Graewe
Fachliche Koordinatorin,
Jugendeinrichtung Lotte –
Vorclearing und Clearing
© Clara Graewe

„Ich bin froh, dass ich emotionale Rührung zulassen kann“

Beharrlichkeit (im positiven Sinne), Sehnsucht und Nahbarkeit. Das sind die Begriffe mit welchen ich mich durch sorgenvolle Momente hindurchbewegen kann, mit dem Blick auf mich, auf andere Menschen und nach vorne.

Ich bin aktuell am meisten besorgt darum, dass wir den Blick verlieren für andere Menschen, welche in weniger privilegierten Situationen sind; dass wir knauserig und eng werden; dass wir Leichtigkeit verlieren. Ich blicke mit großer Sorge auf den Hashtag #ichbinarmutsbetroffen, auf die menschenunwürdigen Umstände auf den Fluchtrouten, auf die steigenden Angriffe auf queere Menschen.

Ich merke in letzter Zeit, dass ich emotional angefasst bin, wenn ich Beiträge sehe/lese/höre, in welchen Personen Erfahrungen von Ungerechtigkeit teilen. Ich habe dann Tränen in den Augen – in der Bahn, auf dem Sofa, an meinem Arbeitsplatz, im Gespräch mit einem Gegenüber. Dann spüre ich eine Sehnsucht in mir. Sehnsucht kann mehreres auslösen, manchmal verliere ich mich in Melancholie, manchmal werde ich wütend und manchmal macht sich riesige Motivation breit. Ich bin froh, dass ich emotionale Rührung zulassen kann. Die Gefahr, verletzt zu werden beim Nahbar sein möchte ich zur Stärke umformen. Ich denke, dass wir eine große Kraft aufbringen können, wenn wir miteinander im ehrlichen Austausch stehen, wir unsere persönlichen Ressourcen kennen, die eigenen Grenzen benennen können und wenn wir beharrlich sind, in der schnelllebigsten Zeit.



Anja Naue
Pädagogische
Koordinatorin,
Junges Curriculum Berlin
© Bruno Stein

„Andere mit meiner Superpower glücklich zu machen, erfüllt mein Herz mit Wärme.“

Es gibt derzeit so viele Themen, die mir Sorgen bereiten. Nebst den großen Themen wie Klimakrise und Kriegen lassen die unzähligen „kleineren“ Probleme mir ebenso das Herz schwerwerden. Da sind die katastrophalen Zustände in der ärztlichen und pflegerischen Versorgung, völlig überlastetes Lehrpersonal, Chancenungleichheit, eine zunehmende gesellschaftliche Spaltung und menschliche Missgunst... Ich könnte diese Aufzählung noch weiterführen, aber ich verrate euch lieber, wie ich es trotzdem schaffe, hoffnungsvoll zu bleiben und meine innere Wärme zu bewahren.

Wenn es um mich herum wild und dunkel wird, brühe ich mir einen Tee, mache mir eine Kerze an und hole meine Nähmaschine hervor. In Nullkommanichts verwandle ich unser heimeliges Wohnzimmer in eine wüste Nähstube und tauche für mehrere Stunden ab. Nichts beruhigt mich so sehr wie das Geräusch meiner stoffschneidenden Schere. Nichts erdet mich mehr als das monotone Rattern meiner Nähmaschine.

Ja, ich streichle gerne meine Stoffschätze und plane meist über Wochen, was der Stoff wohl werden möchte. Es freut mich diebisch, wenn ich unterschiedlich farbige Stoffe zusammenbringe, aus alten, abgetragenen Sachen neue herstelle und was für ein Feuerwerk der Freude, wenn ein langwieriges Nähprojekt endlich fertiggestellt ist.

Und klar, natürlich liegt der größte Zauber im Verschenken meiner selbstgenähten Sachen. Wenn ich für andere Nähe, darf bloß nichts schiefgehen, jede Naht muss perfekt sein und dann der große Augenblick des Überreichens – zauberhaft! Andere mit meiner Superpower glücklich zu machen, erfüllt mein Herz mit Wärme.



Fabian Wollgast
Abteilungsleiter
Profil & Kommunikation
© Stephan Jung

„Wenn alle nur reden und keiner mehr zuhört, verlieren wir einander“

Seitdem ich Vater bin, nehme ich gesellschaftliche Krisen als gewichtiger wahr. Dabei beobachte ich: Die meisten menschenverursachten Probleme lassen sich auf zwei ursächliche Wesenszüge zurückführen – Ignoranz und Verrohung. Um mir Wärme zu bewahren, musste ich diese Faktoren, die ich für ein Erkalten in der Gesellschaft verantwortlich mache, zunächst einmal definieren. Ignoranz ermüdet mich. Und zunehmend sorgenvoll nehme ich auch Verrohungstendenzen wahr. Die Digitalisierung der Stammtische wie sie z.B. durch Facebook möglich wurde, verstärken diesen Eindruck. Man muss nur in Kommentarspalten schauen, um zu erleben, zu welch' menschenverachtenden Äußerungen einige bereit sind. Das macht mir Sorgen!

Was setze ich dem entgegen? Mich. Das klingt erstmal nicht viel, ist aber das Maximum dessen, was jede und jeder einzubringen imstande ist. Mit meinem mo-

ralischen Wertekompass fühle ich mich gerüstet. Und so versuche ich auch zu verbinden, wann immer sich Kanäle dafür bieten. Gespräche mit meinen Mitmenschen inspirieren mich dabei immer wieder aufs Neue, ein noch offenerer Mensch zu werden. Toleranz ist kein Meisterbrief. Es gibt kein Zeugnis, das nach bestandener Charaktertest ein weltoffenes Menschenbild bescheinigt. Toleranz ist ein Prozess, den man sein ganzes Leben lang führt. Die schöne Begleiterscheinung ist zwischenmenschliche Wärme – im Angesicht der eingangs beschriebenen Kälte ist das ein wohliges Gefühl.

Dabei verstehe ich mich als Lernenden – immer auch von anderen Menschen. Dieser Austausch ist, was uns zusammenhält. Wenn alle nur reden und keiner mehr zuhört, verlieren wir einander. In diesen Zeiten braucht es das „Wir“ mehr als je zuvor – das hat uns das „social distancing“ doch eindrucksvoll gelehrt. Nichts ist von nachhaltigem Wert, das wir nur für uns alleine erleben. Wer kann schon lachen, wenn niemand mitmacht? Ein Erlebnis, so beeindruckend es auch gewesen sein mag, wird erst durchs Weitererzählen zur Geschichte. Oder wie Max Raabe singt: Küssen, kann man nicht alleine. Wir brauchen uns und dafür braucht es Verbindungen. Und die versuche ich zu schaffen. Das habe ich zum Beruf gemacht und danach lebe ich auch privat.



Wenn es dunkel wird, das Herz befragen

Bild von Popsy Chen auf Pixabay

„ICH MUSSTE RAUS AUS DIESEM SUMPF“

Einblicke in die Obdachlosigkeit und wie ein Betroffener sie überwunden hat. Ein Gespräch mit Roland Kämke.

Was für viele unvorstellbar ist, war bis vor kurzem bittere Realität für Roland Kämke: Der 51-Jährige lebte auf der Straße. Für die Ansichtssache hat er mir von seiner bewegenden Geschichte und dem Weg zurück erzählt. Zum Treffen brachte er Donuts mit.

Roland, wie ist es dazu gekommen, dass du obdachlos wurdest?

Vor zehn Jahren hatte ich noch eine Bude. Ich habe dann eine künstliche Hüfte bekommen, war ein Jahr krankgeschrieben und habe gemerkt, dass ich die Miete nicht mehr zahlen konnte. Also die Miete schon, aber es hätte nicht mehr gereicht für die ganzen Rezepte für die Reha-Behandlungen und Medikamente. Ich habe dann acht Jahre in einer WG gelebt und bin arbeiten gegangen. Durch Corona hat sich die WG aber aufgelöst. Es war wie eine Kettenreaktion gewesen und plötzlich saß ich auf der Straße. Du hast zwar irgendwie keine Schuld, aber plötzlich rutschst du so tief ab.

Zwei Jahre hast du dann auf der Straße gelebt – was hat sich geändert, dass du dir Hilfe gesucht hast?

Ich musste raus aus diesem Sumpf. Und dann habe ich einen getroffen, der zuvor selbst obdachlos war. Der hat mir von der Wohnungsnotfallhilfe erzählt. Ich habe überlegt, ob ich den Mut dazu habe, da reinzugehen. Aber ich wusste auch, dass das Wohnungsproblem immer größer wird – „du brauchst Hilfe, du schaffst das alleine nicht mehr“ habe ich mir gesagt. Und so habe ich Frau Schreier (Fanny Schreier, Wohnungsnotfallhilfe, Anm. d. Red.) kennengelernt.

Wie ging es dann weiter?

Sie hat mich dann eingeladen, meine Geschichte angehört, Fragen gestellt und mir meinen Betreuer Oliver vorgestellt. Ich hatte zum Glück kein Alkohol- oder Drogenproblem. Ich habe nur vor zehn Jahren den Fehler gemacht, dass ich die Wohnung aufgegeben habe. Das hätte ich nicht tun dürfen. Ich hätte mir eine Schuldnerberatung holen müssen. Mir wurde dann mit dem ganzen Papierkram geholfen. Weil ich keine Schulden bei der Krankenkasse hatte, ging alles recht schnell und schon nach zwei Monaten hatte ich eine vorläufige Wohnung. Da bin ich wieder drin gewesen.

Wie war es für dich nach so langer Zeit, wieder ein Dach über dem Kopf zu haben?

Ich konnte ein paar Tage lang nicht im Bett schlafen – der Körper gewöhnt sich halt an den harten Boden. Aber dann wurde alles besser. Ich hatte keinen Stress mehr. Ich hatte meine Ruhe. Ich musste mir keinen Kopf mehr machen, wo ich die nächste Nacht schlafen kann. Besonders, wenn es kalt ist und dann noch mit meiner Hüfte. Bei fünf Grad Minus braucht man doch schon irgendwie einen Unterschlupf. Ich war wieder mein eigener Herr.

Wie fühlt sich das an?

Seit ich die Wohnung habe, bin ich wieder in die richtige Gesellschaft gekommen, wo man sagen kann, man kann wieder was reißen. Auch gesundheitlich ging es wieder besser. Es war ja auch nicht mehr so viel Druck im Kopf. Ich konnte die ganzen Sachen abarbeiten. Und wenn ich jetzt ein Problem habe, dann wird mir hier immer geholfen.

Du hast ja wirklich die absolute Kälte kennengelernt, als du auf der Straße leben musstest. Was hat dich da angetrieben, weiterzumachen?

Mehr als im Sumpf liegen kannst du nicht. Ich habe viele Leute gesehen, denen ging es noch dreckiger. Und manche Leute leben schon so lange auf der Straße, die wollen gar nicht mehr weg. Und viele trinken Alkohol. Wenn es kalt ist, trinken sie Schnaps. Aber das ist nicht umsonst. Sie schlafen dann ein und erfrieren, da kenne ich auch zwei. Oder denen ist der halbe Fuß abgefault. „So tief kannst du nicht fallen – du bist früher arbeiten gewesen!“ habe ich mir gesagt.

Das ist stark!

Hast du Familie oder Freunde?

Meine Eltern sind tot – mein Vater ist vor 18 Jahren an Krebs gestorben, meine Mutter drei Jahre später. Ich habe noch ein paar Kumpels, die mich auch unterstützt haben, weil sie gesehen haben, der will aus dem Sumpf hier raus. Und ich hatte auch wieder die Möglichkeit, mich zu bedanken, bisschen Spritgeld zu geben, was zu Essen und zu Trinken anzubieten. Das war das A und O. Und die meisten Leute auf der Straße haben das so gar nicht mehr. Die sind einfach weg.

Und hast du jetzt noch Kontakt zur Straße?

Also zu zwei Leuten im Obdachlosenheim und zu einem, den kenne ich von früher mit einer tragischen Geschichte: Er und seine Freundin haben gestritten, sie ist ins Auto gestiegen und hat sich totgefahren. Da hat es bei seiner Psyche „klack“ gemacht und er hat ein Alkoholproblem bekommen. Dem habe ich von der Hilfe erzählt: „Versuch doch nochmal, den Weg zu machen“. Ich wusste, allein schafft er es nicht. Der muss zu einem Familienmitglied. Wir haben dann die letzte Familienangehörige gefunden, eine Tante aus Luckenwalde. Die hat ihn dann aufgenommen.

Das finde ich bemerkenswert, wie du...

Ich bin zufrieden, dass ich zu den Leuten gegangen bin, die mir geholfen haben. Überleg dir mal, ich hätte die Diagnose Diabetes bekommen, als ich noch auf der Straße war... da bin ich schon sehr glücklich, dass ich jetzt die Möglichkeiten habe, mit der Krankheit umzugehen.

Wieso sprichst du so offen über deine Geschichte?

Ich bin nicht der Einzige. Es gibt viele Leute, die zwar abgestürzt sind, aber die da raus wollen, wieder ins normale Leben zurück. Ich habe so viele Menschen in dem Sumpf gesehen, aber das muss nicht sein. Viele wissen einfach nicht, dass es solche Einrichtungen gibt. So wie ich damals.

Warst du auch mal im Obdachlosenheim?

Ich habe mir das angeguckt. Die Leute dort leben einfach so vor sich hin und denken, sie haben ihr Bettchen und das reicht. Das ist doch kein Leben, keine eigenen vier Wände, in denen man etwas gestalten kann.

Ich habe meinen eigenen Kühlschrank, ich kann einkaufen, ich kann Essen und mir etwas Warmes machen, wann ich Lust habe. Seit ich meine Wohnung habe, lebe ich wieder gesünder, koche mir Kartoffeln, mache mein eigenes Mittagessen, jeden Tag. Das muss schon sein.

Was gibt es heute?

Currywurst mit Sauerkohl und Kartoffeln, ganz schnell gemacht.

Guten Appetit und vielen Dank für Deine Offenheit!

Interview: Stephan Jung

Fanny Schreier

Seit sieben Jahren arbeitet Fanny Schreier in der Wohnungsnotfallhilfe, seit zwei Jahren koordiniert sie die SozDia-Einrichtung in der Wilhelminenhofstraße in Köpenick.

Erfolgsgeschichten wie die von Roland Kämke treiben Fanny an: „Es motiviert mich zu sehen, dass Menschen unsere Hilfe mit Freude annehmen, ihr Leben wieder auf die Reihe bekommen und ein selbstbestimmtes Leben führen können.“

Die Menschen, die zu ihr kommen, bringen die verschiedensten Biographien mit, wie sie berichtet. Meist seien es jedoch Schicksalsschläge wie Krankheit oder der Verlust des Jobs, die zum Wohnungsverlust führen. Diese Fälle gehen ihr besonders nahe, gerade wenn die Menschen nicht zum richtigen Zeitpunkt die Hilfe bekommen haben, die sie benötigt hätten.

„Wohnungen sind wie Goldstaub mittlerweile. Der präventive Erhalt einer Wohnung ist daher umso wichtiger.“ Derzeit werden die Sozialämter erst informiert, wenn eine Räumungsklage vorliegt. Erst daraufhin informieren sie die Mieter*innen über Beratungsstellen. Die Hilfen kommen dann aber zu spät. Wenn Mieter*innen bereits ab der ersten versäumten Miete informiert werden würden, wäre Herr Kämke die Wohnungs- und Obdachlosigkeit wohl-möglich erspart geblieben.

Das Bewusstsein darüber, wie schnell der soziale Abstieg vonstattengehen kann, macht Fanny demütig. „Vermeintlich einfache Dinge, wie ein Dach über dem Kopf zu haben und sich etwas zu Essen leisten können, sind Luxus für viele Menschen – das verliert man manchmal so'n bisschen aus den Augen.“



Fanny Schreier von der Wohnungsnotfallhilfe & Roland Kämke

WAS GIBT ES NEUES?

Text und Zusammenstellung: Katrin Spiess



ERÖFFNUNG BENN WARTENBERG

Mit einem ausgelassenen Fest, wunderbaren Nachbar*innen, viel Eis, Pizza, Zuckerwatte und Hüpfburg wurden im September im Schweriner Ring die Räumlichkeiten des zweiten von der SozDia verantworteten BENN-Standorts eröffnet. Ziel des BENN Wartenberg, wie auch der anderen 14 Standorte des Programms Berlin Entwickelt Neue Nachbarschaften, die sich im Umfeld von großen Unterkünften für geflüchtete Menschen befinden, ist es, den jeweiligen Stadtteil gemeinsam mit den alteingesessenen und den vielen neu hinzugezogenen Nachbar*innen beteiligungsorientiert zu gestalten. Bezirksbürgermeister Michael Grunst positionierte sich in seiner Rede klar gegen Rassismus und Diskriminierung im Bezirk.

Foto: © Stephan Jung

JUGENDFORUM 2022 | JUGENDLICHE FORDERN MEHR BETEILIGUNGSMÖGLICHKEITEN

Eine angemessene digitale Ausstattung der Schulen, ein kostenloser ÖPNV und ein leichter Zugang zu Therapieplätzen, dies sind nur einige der Forderungen von Jugendlichen an die Politik. Im vergangenen Jahr war das Berliner JugendFORUM unterwegs in Jugendklubs, Freibädern, Jugendmessen und Stadtteilzentren, um Themen zu sammeln, welche die Jugendlichen beschäftigen. Ende August war es auf dem Campus der Demokratie, dem Gelände der ehemaligen Stasi-Zentrale, dann soweit – die Jugendlichen konnten Ihre Forderungen mit Politiker*innen diskutieren. In Workshops, an verschiedenen Themen-Areas und bei vielen Mitmachangeboten konnten sie sich politisch einbringen. Abschließend wurde das erarbeitete Forderungspapier gemeinsam, laut und mit 400 jungen Menschen der Berliner Politik übergeben. Die Forderungen der Jugendlichen sind auf der SozDia-Website (www.sozdia.de) zu finden. Foto: © Stephan Jung



INTERKULTURELLE WOCHE: ÜBER GOTT UND DIE WELT SPRECHEN

In Treptow-Köpenick beteiligte sich WELCOME!, ein Kooperationsprojekt mit dem Ev. Kirchenkreis Berlin Süd-Ost, erneut gemeinsam mit Kirchengemeinden, diakonischen Einrichtungen und weiteren Organisationen der Zivilgesellschaft an der Interkulturellen Woche. Nach der Zusammenarbeit der letzten zwei Jahre mit ESTAruppin e.V. hat sich nun eine interreligiöse Gruppe Freiwilliger gegründet, die eigene Aktionen konzipiert hat. An öffentlichen Orten sind sie in der zweiten Septemberhälfte mit vielen unterschiedlichen Menschen ins Gespräch gegangen: Über Gott und die Welt, unsere liebsten Feste, Politik, Krieg und Frieden. Es war eine tolle Möglichkeit, die eigene Bubble zu verlassen, sich auszutauschen und den Blick zu weiten – ganz nach dem Motto der Interkulturellen Woche: #offengeht!



GESCHÜTZTES ANKOMMEN: NEUE ANLAUFSTELLE FÜR MINDERJÄHRIGE GEFLÜCHTETE

Die Zahl der unbegleiteten minderjährigen Geflüchteten (UMG) hat sich in Berlin in wenigen Monaten verzehnfacht. Anfang des Jahres 2022 wurden ein bis zwei UMG pro Woche aufgenommen und versorgt. Stand 1.11.2022 kommen jede Woche 70 Jugendliche an. Ihre Herkunftsländer bieten den jungen Menschen keine sichere Perspektive für die Zukunft, sodass sie ihre Heimat verlassen müssen, um Schutz zu suchen. Unsere Teams in den Jugendeinrichtungen JoNa und Lotte setzen im Vorclearing alles daran, den Kindern und Jugendlichen ein geschütztes Ankommen zu ermöglichen und auch anderen neuen Anlaufstellen in der Stadt mit ihren Erfahrungen und Kenntnissen unterstützend zur Seite zu stehen. Mit der Eröffnung der Jugendeinrichtung Brode für besonders schutzbedürftige Minderjährige in Weißensee im November, wurde eine weitere Clearing-Einrichtung für UMG geschaffen. Für junge Menschen mit besonderen Schutzbedürfnissen ist es wichtig, einen sicheren Ort zu schaffen, in dem sie ankommen, sich orientieren und stärken können.



LICHTENBERGER BEZIRKSTALER FÜR FOODSHARING – INITIATIVE DES IKARUS STADTTEILZENTRUMS

Bezirksbürgermeister Michael Grunst verlieh Ende September, den Bezirkstaler an Hella Möhring und Sabrina Wölke von der Initiative „foodsharing“. Der Bezirkstaler ist eine monatliche Anerkennung und Würdigung von ehrenamtlichem Engagement, das sonst unsichtbar bliebe. Beide sind maßgeblich am Modellprojekt in Karlshorst beteiligt: Seit Juni 2021 steht im iKARUS stadtteilzentrum der erste Lichtenberger Foodsharing-Kühlschrank. Dort kann sich jede*r mit Lebensmitteln versorgen, die nicht mehr verkauft werden. Die Initiative „foodsharing“ setzt sich dafür ein, dass aus Supermärkten, Bäckereien und anderen Lebensmittelgeschäften gerettete Waren nicht weggeworfen, sondern kostenlos verteilt werden. Zusammen mit dem Bezirksamt Lichtenberg und der SozDia Stiftung Berlin wurden Richtlinien implementiert, die mit dem Lebensmittelrecht konform sind, um die Lebensmittelrettung und -weitergabe zu erleichtern und die Qualität sicher zu stellen. Wir begrüßen die Regelungen sehr und laden Sie herzlich ein, immer dienstags bis donnerstags von 9 bis 17 Uhr und freitags von 9 bis 14 Uhr im iKARUS stadtteilzentrum (Wandlitzstr. 13) vorbeizukommen, um kostenlos gerettete Lebensmittel zu erhalten.

Foto: © Bezirksamt Lichtenberg



ST. MARTINSUMZÜGE IN DER SOZDIA

Am 28.10. fand der erste von 15 St. Martinsumzügen unter musikalischer Begleitung durch den SozDia-Bläserband in Hohenschönhausen statt. Rund 200 Kinder und Eltern kamen zu der gemeinsamen Veranstaltung der Kita NEO, dem Interkulturellen Garten und dem mobilen Stadtteilzentrum Unterwegs in Hohenschönhausen Süd zusammen. Bereits im Vorfeld wurden zahlreiche Laternen aus Tetrapacks upgecyceld, ein Löschzug der Berliner Feuerwehr stand als Attraktion für die Kinder bereit und im Anschluss an den Umzug klang der Tag gemütlich mit Suppe, Punsch, Stockbrot und Musik am Lagerfeuer aus.

Foto: © Stephan Jung

Klimaprotest mit Gebeten und Kerzen?

Der Klimaprotest macht Schlagzeilen, seit die Demonstrierenden der „Letzten Generation“ Autobahnen und Flughäfen blockieren, sich auf Fahrbahnen festkleben. Sie sagen, um der Zukunft willen ist das lebensnotwendig.

JA! Ich unterstütze den Protest der „Letzten Generation“. Aber Kerzen und Gebete wären ebenso angebracht. Unsere Erfahrung ist doch, dass man aus zeitgemäßer Form der Demonstration Kraft schöpft und andere einlädt, mitzutun. Dazu gehören auch heute Kerzen und Gebete.



Michael Heinisch-Kirch, Vorstandsvorsitzender der SozDia Stiftung Berlin, ist der gewaltlose Widerstand mit Friedensgebeten und Kerzen wichtig. Zivilen Widerstand in der Tradition von Ghandi und Martin Luther King hat er schon vor 1989 verinnerlicht.

Ich halte es auch für mich für eine gut denkbare Option, mich heute auf der Straße festkleben. Immer größer werdende Demonstrationen wie beispielsweise Fridays for future führen ganz offensichtlich nicht zu dem erforderlichen, schnellen Umdenken und konsequenten Handeln der Politik. Das müssen wir einfach zur Kenntnis nehmen.

Und doch bin ich überzeugt, dass sich die Friedensgebete nicht erledigt haben. Ich halte sie unverändert für eine zeitgemäße, gewaltlose Ansage. Mit gewalttätigen Methoden kann man keine gewaltlosen Lösungen schaffen. Das galt 1989 bei der Friedlichen Revolution, beim Umgang mit radikalen Jugendgruppen, und das gilt bis heute.

Zudem geht es ja beim Friedensgebet darum, sich in der Gruppe darauf zu besinnen, was eigentlich richtig und wichtig ist und jetzt gemacht werden muss. Davon anderen auch etwas zu zeigen und ihnen mitzuteilen, man lädt sie dazu ein, es mitzumachen.

Friedensgebete und Kerzen passen deshalb ganz hervorragend auch zu den Klimaprotesten.

Wir müssten mit Kerzen und Gebeten auf die Straße gehen und den Protest unterstützen. Und zwar so störend, dass es merkbar ist. Das wäre ein wirklich zeitgemäßer Beitrag unserer Kirchen, der auch unserer Tradition entsprechen würde. Unsere Erfahrung ist doch, dass diese Demonstrationskultur erfolgreich sein und man aus dieser anderen Form der Demonstration Kraft schöpfen kann.

Es wäre darüber hinaus angemessen, dass die Kirchen ihre Türen öffnen würden, um die Demonstranten der letzten Generation zum Gespräch einzuladen, nach ihren Beweggründen fragen, statt sie zu kriminalisieren. Ich bin überzeugt, dass das so erfolgreich wie damals wäre: die Aktivist*innen treffen sich in der Kirche, reden miteinander und stellen dann trotzdem fest, unser Protest gehört auf die Straße. Er hätte aber, von der Kirche auf die Straße getragen, eine gewaltige Kraft.

Kirche wird zurzeit ihrer gesellschaftlichen Rolle nicht gerecht. Immerhin sind bei der EKD-Synode Klimaaktivisten eingeladen worden. Aber die Kirche hat sich nicht solidarisiert, kein langfristiges Gesprächsangebot gemacht. Sie hat auch nicht gefordert, ihre Tore für Klimaaktivisten zu öffnen. Sie hat keinen breiten gesellschaftlichen Dialog angestoßen, den wir dringend brauchen. Kein eigenes gesellschaftsgestaltendes Format angesichts der Klimakrise entwickelt. Es bedarf aber nach meiner Überzeugung eines solchen erweiterten gesellschaftlichen Dialogs. Denn es geht ja nicht voran. Jedenfalls nicht in der Geschwindigkeit wie die Erderwärmung voranschreitet.

Sollten Friedensgebete und Kerzen, die zum Erfolg einer Friedlichen Revolution 1989 führten und zur Tradition der gewaltfreien Bewegungen weltweit zählen, den Protest unterstützen?

NEIN! Kerzen und Friedensgebete sind zwar Formen des gewaltlosen Protestes, dem wir uns ja verpflichtet fühlen. Aber sie helfen nicht weiter, denn sie stören den Alltag nicht.

Nein! Friedensgebete und Kerzen helfen uns auch nicht weiter. Auf alle Fälle stören sie ja den Alltag nicht. Und solange die Menschen die Klimakrise verdrängen können, kommen wir nicht weiter. Die Verdrängung unserer Überlebensfragen würde damit weiter bestehen.

Das Problem, das ich im Rückblick auf die letzten 30 Jahre der Demonstrationen und Petitionen zum Klimaprotest sehe, ist doch, dass wir mit Petitionen und herkömmlichen Demonstrationsformen nicht weiterkommen. Sie werden zu wenig wahrgenommen und auch nicht ernstgenommen. Das wäre mit den Friedensgebeten und Kerzen sicher auch so.

Dennoch bestehen wir darauf, dass wir eine gewaltlose Protestform gewählt haben. Denn es hat sich in der Geschichte gezeigt, dass ziviler Ungehorsam, der friedlich und gewaltlos ist, erfolgreich ist.

Schließlich haben wir ja nur noch zwei bis drei Jahre Zeit. Die aktuellen Protestformen fallen uns nicht leicht, aber wir sehen keine andere Option mehr.

Denn Wissenschaftler sagen uns, wenn wir in den nächsten zwei bis drei Jahren die Klimapolitik nicht konsequent ändern, nicht endlich handeln, wird die Erderwärmung noch viel krasser. 2026 werden wir eine Erderwärmung von 1,5 Grad haben.

Wir wollen, dass die Regierung endlich handelt. Es muss endlich ein CO₂ reduzierender, umweltfreundlicher Nahverkehr und ein Tempolimit eingeführt werden. Zwei Ziele, die schnell umsetzbar sind.

Von unserer Seite geht keine Gewalt aus. Wir bleiben friedlich, respektvoll gegenüber den Menschen. Denken Sie doch nur an die Gewerkschaften, die Fluglotsenstreiks veranlassen. Da sagt doch auch keiner, dass das Gewalt ist. Warum dann bei uns? Wir vertreten ja nur das Recht für die heutige und die nächste Generation.

Darum sind wir auch sehr dankbar, dass es diesen Aufruf der über 1.000 Künstlerinnen und Künstler gibt, die sich mit uns unter dem Motto „Klimaschutz ist kein Verbrechen“ solidarisieren. Selbst von der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) gibt es Unterstützung. Sie fordert die Politik auf, mit uns ins Gespräch zu kommen.



Penelope Frank, früher freiberuflich tätig, arbeitet heute rund um die Uhr für die Letzte Generation, hält Vorträge, verteilt Flyer. Sie hat sich auch an den jüngsten Aktionen beteiligt, sich am BER oder auf der Autobahn festgeklebt.



In drei Jahren tausende Geflüchtete gerettet:

„Zivile Rettungsschiffe füllen die Lücke, die das Politikversagen reißt“

Europa friert. Selbst das Mittelmeer kühlt stellenweise auf unter 8° Celsius ab. Für Flüchtende birgt der Wintereinbruch eine zusätzliche Gefahr. Seit 2014 sind offiziell über 25.000 Menschen im Mittelmeer ertrunken. Ohne die zivile Seenotrettung wären noch mehr Todesopfer zu beklagen. Sie verhindert durch ihr Engagement tagtäglich Schlimmeres. Ende 2022 wurde bekannt, dass dieser Einsatz nun auch von der Bundesregierung gefördert wird.

Die SozDia Stiftung ist Bündnispartnerin von United4Rescue. Das gemeinsame Ziel des Netzwerks ist, das Sterben im Mittelmeer zu verhindern. Wir haben mit Susanne Jacoby von United4Rescue über aktuelle Entwicklungen in der Seenotrettung und die finanzielle Unterstützung der Bundesregierung gesprochen.

Interview mit

Susanne Jacoby

Pressesprecherin von United4Rescue



Alle Fotos: United4Rescue

Wie ist United4Rescue entstanden? Und wer steht dahinter?

United4Rescue ist ein gemeinnütziger, unabhängiger Verein, der die zivile Seenotrettung im Mittelmeer unterstützt und so dabei hilft, Leben zu retten. Zugleich sind wir ein breites Bündnis von über 850 Organisationen und Initiativen, die die Überzeugung eint, dass man keine Menschen ertrinken lässt. Dank zahlreicher Spenden haben wir bereits zwei Rettungsschiffe in den Einsatz gebracht und zahlreiche Rettungseinsätze ermöglicht. Ein drittes Bündnisschiff, dessen Kauf wir unterstützt haben, wird ab Frühjahr 2023 im Einsatz sein.

Was ist das Ziel?

Wir sammeln Spenden und geben diese dann in gezielten Förderungen an Organisationen weiter, bei denen gerade akut Geld für Rettungseinsätze fehlt – unbürokratisch und organisationsübergreifend. Damit möchten wir erreichen, dass kein Rettungsschiff aus finanziellen Gründen im Hafen bleiben muss. Solange Menschen über das Mittelmeer fliehen, Fluchtursachen nicht wirksam bekämpft werden und staatliche Seenotrettung fehlt, ist die Rettung von Menschenleben unsere humanitäre Pflicht.

Wie viele Menschen konnte die Initiative bereits retten?

Mit unseren Bündnisschiffen und durch unsere Förderungen konnten bereits mehrere tausend Menschen aus Seenot gerettet werden. Nach der Rettung bringen unsere Bündnisschiffe die Menschen an einen sicheren Ort, wo sie Zugang zu einem fairen Asylsystem haben. Wenn alle Menschen sicher von Bord gegangen sind, ist unsere Aufgabe erfüllt.

Mit welchen aktuellen politischen und gesellschaftlichen Herausforderungen sieht sich die Seenothilfe konfrontiert?

Das Sterben im Mittelmeer ist über die Jahre zum katastrophalen Dauerzustand geworden. Die EU-Mitgliedstaaten setzen an ihrer Außengrenze weiter auf Abschottung und Abschrückung – und auf einen Kurswechsel deutet derzeit nichts hin. Gleichzeitig haben die mediale Aufmerksamkeit und die öffentliche Empörung spürbar abgenommen. Dann noch die Pandemie, der Krieg in der Ukraine, die spürbare Klimakatastrophe und die gestiegenen Kosten im Alltag – eine Krise folgt der nächsten. Viele Menschen sind verunsichert, müssen mehr aufs Geld schauen. Das merken wir als United4Rescue auch an den Spenden, die bei uns eingehen.

Inwieweit erschweren die neuen politischen Verhältnisse in Italien die Arbeit?

Auch eine rechtsradikale Regierung in Italien muss sich an europäisches und internationales Recht halten. Es gilt: Seenotrettung ist Pflicht, und gerettete Menschen müssen an einen sicheren Ort gebracht werden. Auch dürfen Menschen nicht kollektiv und ohne Einzelfallprüfung abgewiesen werden, wie es Italien immer wieder versucht. Damit Recht nicht ständig gebrochen, ausgehöhlt oder unterlaufen wird, braucht es weiterhin politischen Druck und eine wachsame Öffentlichkeit.

Und was heißt das genau?

Nicht die italienische Regierung allein ist das Problem, sondern letztlich weigern sich alle europäischen Regierungen, Bootsflüchtlinge zu retten und aufzunehmen. Würden die europäischen Mitgliedsstaaten die Menschen an der EU-Außengrenzen retten, bräuchte es keine zivile Seenotrettung. Das Ziel kann nur eine solidarische, europäische Lösung sein – sowohl für die Seenotrettung, als auch für die Vertei-

lung der Geretteten. Hierfür muss sich die Bundesregierung einsetzen. Und sie muss selbst ihre Zusagen einhalten, die sie im Rahmen des europäischen Solidaritätsmechanismus gegeben hat.

Die Bundesregierung hat erstmals finanzielle Unterstützung zugesichert: Bis zu 8 Mio. Euro bis 2026 – wie bewerten Sie diese Zuwendung?

Wir verstehen diese Entscheidung als starkes politisches Zeichen: Auch die Bundesregierung will die zivile Seenotrettung unterstützen und mithelfen, das unerträgliche Sterben im Mittelmeer zu beenden. Aber auch mit der angekündigten Unterstützung bleibt das Leid auf dem Mittelmeer groß und die politische Frage ungelöst. Die Bundesregierung muss sich deshalb für eine solidarische, europäische Lösung und eine staatlich organisierte Seenotrettung einsetzen. Die finanzielle Unterstützung der zivilen Seenotrettung entlässt die Politik nicht aus ihrer Verantwortung.

Wofür wird das Geld am dringlichsten gebraucht?

Bevor wir darüber nachdenken, müssen wir zunächst die Konditionen klären und als Verein beraten, wie wir mit dem Förderangebot umgehen. Dabei werden wir uns auch eng mit anderen Seenotrettungsorganisationen abstimmen. Uns ist wichtig, immer wieder zu betonen: Was es eigentlich braucht, ist eine staatlich organisierte Seenotrettung. Die zivilen Rettungsschiffe füllen nur die Lücke, wo die Politik versagt.

Was wünschen Sie sich für 2023?

Welche kurzfristigen Ziele verfolgen Sie in diesem Jahr?

Ich wünsche mir, dass wir so viele Rettungseinsätze wie möglich unterstützen können. Es soll kein Schiff im Hafen bleiben müssen, weil das Geld fehlt. Noch besser wäre es natürlich, wenn niemand den gefährlichen Weg über das Mittelmeer wagen müsste, weil es sichere und legale Fluchtwege gibt. Oder überhaupt niemand mehr aufgrund von Kriegen, Gewalt und Hunger flüchten müsste. Aber das ist von einem einzigen Jahr wohl zu viel verlangt.

Interview: Fabian Wollgast



Das Team der SEA-EYE4, eines der Bündnisschiffe von United4Rescue

STREIT.KULTUR.DEMOKRATIE

Das Jahresthema der SozDia – eine gemeinsame Aktion und Möglichkeiten der Teilhabe

„Demokratie ist die schlechteste aller Regierungsformen – abgesehen von all den anderen Formen, die von Zeit zu Zeit ausprobiert worden sind.“
Das hat Winston Churchill 1947 gesagt, kurz nach dem zweiten Weltkrieg.

Churchill wusste um die Schwächen der Demokratie. Er war einer der bedeutendsten Staatsmänner der letzten Jahrhunderte. Mehrfach Premierminister Großbritanniens. Nobelpreisträger. Und Demokrat. Als solcher hatte er maßgeblichen Anteil daran, die Nazidiktatur zu beenden und den Frieden in Europa zu sichern.

Winston Churchill fühlte sich zu Hohem berufen und wusste doch: Demokratie – das sind wir alle. Das geht auch nur mit uns allen. Nach diesem Credo leben und handeln wir auch in der SozDia. Immer. Im Jahr 2023 noch mehr als sonst.

Die demokratische Grundordnung lebt durch eine engagierte Zivilgesellschaft. Sie zu bewahren und zu fördern, gehört zu den ureigensten Werten unserer Organisation und aller Einrichtungen, die ihr angehören.

Der Erzieher in der Kita, die Sozialarbeiterin in der Familienhilfe oder die Projektkoordinatorin im Hilfsprojekt für Geflüchtete – wir alle bewahren Wärme durch Befähigung der Menschen, mit denen wir arbeiten. Wir ermutigen sie alle zur Teilhabe.

Wir fördern das Ehrenamt, fordern mehr Jugendhilfe und niedrigschwellige Sprachangebote für Geflüchtete. Den „Zugang“ für die einen fördern und den „Eingang“ für die anderen erleichtern – beteiligen statt ausgrenzen – das ist unser Anliegen. Im neuen Jahr ist das zudem Leitmotiv des Jahresthemas: Streit.Kultur.Demokratie.

Wie eine Idee zum Jahresthema wird

Demokratie heißt Teilhabe. Darum haben wir das Jahresthema auch nicht einfach auferlegt. Wir haben darüber abgestimmt. Abteilungsübergreifend wurde aus verschiedenen Ideen eine Vorauswahl getroffen. Zwei Vorschläge standen am Ende zur Abstimmung. Alle Mitarbeitenden waren eingeladen, sich zu beteiligen.

Über 100 von ihnen sind dem Aufruf gefolgt. Zur Wahl standen „Streit.Kultur.Demokratie“ und „Frieden leben – Demokratie wagen“. Mit respektablem Vorsprung wurde das erstgenannte Thema gewählt. 62% wollen das neue Jahr unter diesem Motto begehen, die Idee zu einer Aufgabe machen und das Motiv mit Leben füllen. Eine Mehrheitsentscheidung. Für den Streit, denn Streit ist Demokratie. Und Demokratie ist Frieden.

Demokratie ist das Ziel – Streit ist der Weg

Demokratie ist nicht einfach da. Demokratie muss man machen. Wir müssen das machen. Im Wettbewerb, und dafür brauchen wir die Auseinandersetzung. Dabei geht es um Meinungshoheit. Das geht im Austausch und nur im Austausch. Wir brauchen die Diskussion, den Diskurs und ja: Wir brauchen den Streit. Im Lager der Politikverdrossenen hat sich eine Streit-Müdigkeit breitgemacht.

In einigen Teilen der (Medien-)Öffentlichkeit wird Streit als etwas Schlechtes, als etwas Falsches verstanden. Wer sich streitet, weiß nicht, wo es langgeht. Dabei geht es um genau das: um das gemeinsame Suchen und Finden von Lösungen. Um das Werben für die eigene Sache, nicht um

das Vorgeben. Es geht um das Stärken und Entkräften von Argumenten, um das Bilden von Mehrheiten. Von Mehrheiten, die entscheiden. Von Mehrheiten, die Minderheiten dabei nicht übergehen. Das ist Demokratie: Ein gesunder Streit, ein Streit mit Kultur. Eben Streitkultur.

Teilhabe – im Großen wie im Kleinen

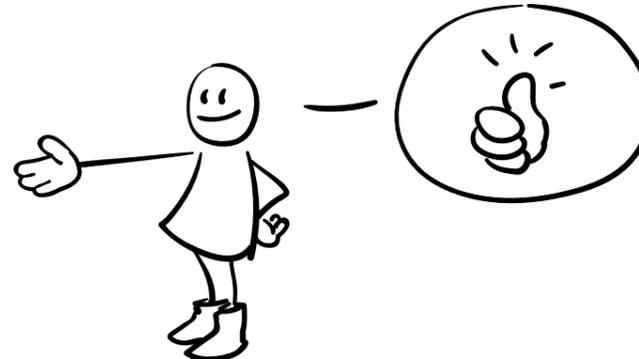
Dieses Motto ist uns im neuen Jahr Taktgeber für eine Reihe von kleinen und großen Veranstaltungen, von Aktionstagen und Mitmachangeboten. Unter der Überschrift des Jahresthemas laden wir zum Frühlingsempfang, planen wir Aktionen auf dem Viva Victoria Straßenfest, berichten wir über Projekte in den zahlreichen Einrichtungen der SozDia. Wir laden ein zu Themenabenden, zu Vorlesungen, Workshops und Diskussionsrunden. Und immer laden wir ein zur Teilhabe. Wir nehmen mit und regen an. Jede und jeder kann sich beteiligen. Soll es sogar. Wir, das sind wir alle! Gemeinsam können wir Demokratie bewahren. Selten war das wichtiger als jetzt: Packen wir's an!

Wer Ideen, Anregungen oder Vorschläge einbringen möchte, ist herzlich eingeladen, sich unter kommunikation@sozdia.de zu melden.

Fabian Wollgast



Im Gespräch bleiben – Demokratie leben
Fotos © Stephan Jung



GESTOHLENE KINDHEIT

Vor 40 Jahren kamen 900 Kinder aus Mosambik in die DDR, um an der „Schule der Freundschaft“ in Staßfurt zu lernen. Sie ahnten nicht, welch schwere Zeit sie dort erwarten würde. Freunde in Deutschland engagieren sich heute dafür, dass ihr Schicksal nicht vergessen wird. Sie geben ihnen Wärme und das Gefühl der Verbundenheit.

Es war kein großer Rucksack, geschweige denn ein Koffer, mit dem sie vor 40 Jahren ohne Eltern und Geschwister in das völlig fremde Land DDR kam. Die damals 13-jährige Francisca hatte sich mit ihrer Freundin eine kleine Reisetasche geteilt. Ein dünnes Sommerkleidchen, eine Hose, eine Bluse hatte sie mitgenommen. Mehr besaß das zierliche Mädchen mit den großen dunklen Augen auch nicht. Sie kam aus einer armen Bauernfamilie. Aus Mosambik war sie im Jahr 1982 in Staßfurt bei Magdeburg angekommen. Wie 900 andere Kinder aus dem südafrikanischen Land auch.

In der „Schule der Freundschaft“ sollten sie zu sozialistischen Kadern erzogen werden. Es waren ausgesuchte Kinder aus armen Arbeiter- und Bauernfamilien, einige aus Funktionärsfamilien. Francisca hatte im Kopf und Herzen auch einen Traum dabei. Sie wollte Kinderärztin werden. Doch daraus wurde nichts. Bei der „Schule der Freundschaft“ handelte es sich um ein in

der DDR-Geschichte einmaliges Vorhaben, auf das sich DDR-Bildungsministerin Margot Honecker mit ihrer Kollegin Graca Machel in Mosambiks Hauptstadt Maputo verständigt hatte. Das kleine Mädchen konnte nicht ahnen, dass es dabei lediglich um Prestige und keineswegs um die Kinder ging.

Die heute 54-jährige Francisca Raposo ist dieser Tage durch verschiedene Städte gereist, um von ihrem Leben an der Schule, aber auch vom Leidensweg nach ihrer Rückkehr nach Mosambik zu berichten. Die Leiterin der Evangelischen Bildungsarbeit in Magdeburg, Annette Berger, hat ihr das gemeinsam mit Freunden in Deutschland ermöglicht. Sie hatten von dem großen Wunsch von heute in Mosambik lebenden Schülerinnen und Schülern erfahren: Francisca sollte stellvertretend für sie eine Lesereise durch Deutschland machen, um von ihrem Schicksal zu erzählen. Außerdem erinnert eine Ausstellung, die ausgeliehen

werden kann, an das Schicksal der Kinder aus Mosambik.

Bei unserer Begegnung in Magdeburg sitzt Francisca Raposo in den Räumen der Evangelischen Erwachsenenbildung. Die Mosambikanerin strahlt Humor und gleichzeitig eine geheimnisvolle Sanftheit aus. Ihre unzähligen schwarzen Zöpfe hat sie auf dem Kopf zusammengebunden. Vor ihr liegt ein Bildband. Auf dem Umschlag sind DDR-Plattenbauten zu sehen. Es sind die vier Internatsgebäude, die ebenso wie die Schule in nur wenigen Monaten auf der grünen Wiese am Rande von Staßfurt hochgezogen wurden.

Hier lebten die Kinder – isoliert von der Bevölkerung – hinter einem hohen Zaun. In der Schule herrschte ein strenges Regiment aus Drill und Disziplin. Hoffnung, Heimweh und Fremdheit bestimmten ihren Alltag. Der Bildband zeigt die Porträts der Kinder, die bei ihrer Ankunft noch erwartungsvoll in die Kamera blicken. Sie sollten einen Schulabschluss und eine Lehre machen können, waren aber vielmehr zum Spielball sozialistischer und weltpolitischer Interessen geworden.

Schon 1988 wurden sie nach Mosambik zurückgeschickt. Ein ersehntes Wiedersehen mit der Familie gab es zunächst nicht. Stattdessen wurden sie bei der Ankunft für ein Jahr in ein Militärlager gesteckt, geschlagen und gequält. „Uns wurde alles genommen“, erinnert sich Francisca, „das Gepäck, aber auch die Geschenke für unsere Familien.“ Neid schlug ihnen entgegen und die Sorge, dass sie nun in Mosambik, wo immer noch Bürgerkrieg herrschte, anderen die Arbeitsplätze wegnehmen.

Das dünn besiedelte Land im Süden von Afrika, das bis 1975 portugiesische Kolonie

Inzwischen befreundet: Francisca Raposo und Annette Berger



war, gilt bis heute als eines der ärmsten der Welt. Acht Mal so groß wie die DDR, lebten hier damals 15 Millionen Menschen. 70 Prozent waren Analphabet*innen. Auch die Regierung wollte mit der Schule punkten. Doch all das war den Staßfurter*innen unbekannt. Die mosambikanischen Kinder erregten Aufsehen. Zumal die Bevölkerung seit dem Ende des zweiten Weltkrieges, als die US-Amerikaner kamen, kaum People of Color zu Gesicht bekommen hatten. „Ganz Staßfurt baut an der Schule der Freundschaft“, tönte das SED-Zentralorgan „Neues Deutschland“. Es war gelogen. Die Menschen in Staßfurt waren weder beteiligt noch informiert.

Wie eine Blaupause zeigt die Staßfurter Schule die Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit im Osten. Gerüchte über Privilegien der Schüler*innen machten die Runde, Neiddebatten wurden befeuert. Niemand wusste, wie es in der Schule wirklich aussah. Hinzu kam, dass in der DDR rare Baumaterialien für den Schulneubau abgezogen wurden. Das Gerücht, die Kinder bekämen Westklamotten für den Winter, stimmte ebenso wenig wie die Legende, dass unter ihnen „Südfrüchte“ verteilt wurden. „Alles gelogen“, sagt Francisca.

Noch heute spürt sie schmerzhaft den Drill in der Schule, aber auch die Angst vor den Skinheads draußen. Die hatten es sich zum Sport gemacht, sich mit den Schüler*innen anzulegen. Die wiederum kamen in die Pubertät, konnten nicht anders, als sich aufzulehnen.

Die Situation eskalierte, das Drama blieb nicht aus. Es ereignete sich am Abend des 19. September 1987. Bei einer Diskoveranstaltung gab es wieder Auseinandersetzungen. Der Streit setzte sich draußen fort. Der 18-Jährige Carlos Conceição kam

hinzu, wurde über das Brückengeländer in die Bode, einem Zufluss der Saale, gestürzt. Mitschüler*innen nahmen die Suche auf, später auch die Polizei. Am nächsten Tag wurde Carlos gefunden. Er war ertrunken. Als Täter identifizierte die Volkspolizei einen 21-jährigen, mehrfach vorbestraften Mann. Im Januar 1988 wurde er zu einer Freiheitsstrafe von fünf Jahren verteilt, später vorzeitig entlassen. Ermittlungen wegen unterlassener Hilfeleistung gab es nicht und auch der Antrag von 2016 an die Staatsanwaltschaft Magdeburg, die Ermittlungen neu einzuleiten, wurde abschlägig beschieden. Heute engagieren sich Initiativen und Einzelpersonen dafür, eine Gedenktafel zur Erinnerung an Carlos' Tod an der Bode-Brücke anzubringen.

In der Zeit, in der Carlos sterben musste, wurde Francisca zur Bekleidungsfacharbeiterin ausgebildet. Was sie nie wollte. Dazu

musste sie in ein Lehrlingswohnheim in Cottbus. Auch dort wieder Angst vor Anfeindung. Und ein zerbrochener Traum. Kinderärztin ist sie nie geworden. Sie hat den Kopf in den Nacken gelegt. Tränen laufen ihr über die Wangen.

Heute ist sie Leiterin eines Schülerinternats in Mosambik. Bei einer „Tagung zu Vertragsarbeitern“ 2019 war auch sie als Schülerin der „Schule der Freundschaft“ geladen. Sie lernte Annette Berger, die Leiterin der Evangelischen Bildungsarbeit in Sachsen-Anhalt, kennen. Bei unserer Begegnung sitzen sie beisammen. Dabei ist nicht zu übersehen: Wärme zu geben und Wärme zu empfangen, genau das verbindet beide und macht heute ihre Freundschaft aus.

Bettina Röder



Staßfurt, Ankunft 1982



WÄRME BEWAHREN, HOFFNUNG SPENDEN

Das neue Hilfsprojekt der SozDia



Peter Dennebaum ist evangelischer Pfarrer – Nächstenliebe ist sein Lebenswerk. Das Jahr 2022 brachte für ihn große Veränderungen mit sich: Das beschauliche Groß-Gerau in Hessen hat er gegen die pulsierende Hauptstadt getauscht; statt für seine Gemeinde, engagiert er sich nun in einer diakonischen Trägerin. Hier kümmert sich der studierte Theologe hauptamtlich um sein Herzensanliegen: unbegleitete minderjährige Geflüchtete (UMG).

Hier kümmert sich der studierte Theologe hauptamtlich um sein Herzensanliegen: unbegleitete minderjährige Geflüchtete (UMG).

Peter ist sich sicher, dass Kirche ihre Überzeugungskraft aus dem sozialdiakonischen Handeln zieht, denn: „Vom Reden allein wird der Mensch nicht satt! Der beste Gottesdienst ist das Tun des Guten.“ Damit erklärt Peter nicht nur seinen Wechsel zur SozDia, so versteht er auch seine neue Rolle als Projektleiter.

UMGeben ist Name und Leitmotiv des engagierten Teams um Peter. Im Auftrag der Senatsverwaltung erleichtern sie den Jugendlichen mit Fluchterfahrung die Ankunft, indem sie mit angemessener Bekleidung und niedrigschwelligen Freizeitangeboten versorgt werden. Damit werden auch erste Voraussetzungen für eine gesellschaftliche Teilhabe geschaffen.

„Während die Jugendlichen auf ihren Eingang in die Integrationsprozesse warten, fehlt es ihnen insbesondere in der kalten Jahreszeit an bedarfsgerechter Kleidung“, erklärt Peter. „Die Berlinerinnen und Berliner sind unheimlich hilfsbereit. Wir bündeln diese Kräfte – UMGeben koordiniert die Ehrenamtlichen und sorgt für eine faire und bedarfsgerechte Verteilung der Sachspenden.“

Peter und sein fachübergreifendes Team haben Ende November angefangen. Inzwischen sind verschiedene Partner*innen wie die Spendenbrücke Ukraine oder die Flüchtlingskirche St. Simion beteiligt. Über zehn Spendenannahmestellen werden



von UMGeben koordiniert und es werden immer mehr, denn die Hilfsbereitschaft der Berliner*innen ist ungebrochen. Und trotzdem werden weiterhin Spenden und ehrenamtliche Helfende gesucht: „Der Winter ist kalt. Und er wird lang. Wir brauchen vor allem warme, witterungsbeständige Bekleidung der Größen S und M bzw. der Kindergrößen 164 und 172.“

Unter www.umgeben.sozdia.de informiert Peters Team über den aktuellen Bedarf, weitere Hilfsmöglichkeiten, neue Kooperationen und Annahmestellen.



Pressekonferenz zum „UMGeben“ Projektstart, 24.11.2022